

KONVIVENZ – ein Modell für Zusammenleben in der Vielfalt einer Christlichen Kindertagesstätte

Was ist Konvivenz? Bei einer IQ Frage im Internet lautete eine Antwort: Das Wort kommt aus dem Lateinischen convivere und bedeutet zusammenleben und wird für Paare gebraucht, die zusammenleben, aber nicht verheiratet sind.

Nun, das meint ganz sicher nicht der Begriff und das Konzept. Aber was ist damit gemeint? Es ist kein aus einem universalistischen dogmatischen Entwurf genommener Begriff, sondern wurde von Theo Sundermeier im Deutschen geprägt und ist ganz und gar ein der Erfahrung verpflichteter Begriff.

Dr. Theo Sundermeier ist Professor i.R. für Religions- und Missionswissenschaft an der Theologischen Fakultät der Ruppert-Karls-Universität Heidelberg. Er schreibt:

„Die Sache der Konvivenz habe ich in Afrika gelernt, den Begriff dann aber in Lateinamerika bei der Vorbereitung einer Konferenz in Brasilien gehört. Die Befreiungstheologie und die Kirchen sprachen von der Notwendigkeit der „convivencia“, ein Begriff, der wie das Spanische „Convivialidad“ die Erfahrung des Zusammenlebens kleiner Gemeinschaften spiegelt. Ich übertrug ihn als Neologismus ins Deutsche.“

Gut leben, vivir bien – eine Redewendung aus der indigenen Weisheitstraditionen Lateinamerikas – für viele Inbegriff eines postkapitalistischen Zivilisationsmodells „Gut leben“ gibt der Sehnsucht eine Sprache, nicht besser als andere sein zu müssen, sondern miteinander einen Weg zu finden. Es geht um ein Leben im Einklang mit allem Lebendigen. „Gut leben“ meint von Anfang an auch „zusammen leben“ (Konvivenz), also eine Existenz in einem umfassenden Beziehungsgefüge. (Junge kirche 3/2013)

Drei Säulen hat die Sache der Konvivenz:

gegenseitige Hilfe, wechselseitiges Lernen und gemeinsames Feiern

dh. Wir helfen einander, wir lernen voneinander, wir feiern miteinander.

„Konvivenz“ beinhaltet, auf die Differenzen zu achten und sie zu respektieren und auf der Bereitschaft zum Verstehen des anderen und zum Zusammenleben.

Für Sundermeier sind Konvivenz und vertieftes Verstehen miteinander verwoben. Wenn sich zunächst fremde Nachbarn bei den alltäglichen und besonderen Dingen des Lebens helfen, sie sich gegenseitig ihr Wissen zur Verfügung stellen, miteinander feiern und so Freud und Leid miteinander teilen, wird ein vertieftes Verstehen des Fremden möglich, das wiederum zu einem verständnisvolleren gemeinsamen Leben führt.

Kindern Erfahrungen der Konvivenz zu ermöglichen, ist demzufolge für interreligiöse Lernprozesse von besonderer Wichtigkeit. Dabei geht es aber nicht um hochtrabende Ansätze von Bildungsplänen und Curricula, sondern lediglich um **Anbahnung von Verständnis fördernden Beziehungen von Kindern!** Solche Beziehungen lassen sich nicht pädagogisch herbeiführen, sie müssen sich wie Begegnungen ereignen.

Dabei sollte – was interreligiöses Lernen betrifft – Vorsicht hinsichtlich erhöhter Ansprüche geboten sein – und dass vor allem im Blick auf Kinder im Kindergarten:

„Für interreligiösen Dialog ist es nicht erforderlich, stets auf dem höchsten Niveau der Perspektivenübernahme zu stehen. Vor allem in jüngeren Jahren ist schon viel gewonnen, wenn elementare Gefühlsansteckung und Empathie mit Kindern aus anderen religiösen Traditionen erlebt werden können.“ (Bucher)

Man spricht im Blick auf Kita-Kinder von ersten vorreflexiven interreligiösen Erfahrungen, die sie z.B. im Rahmen eines Moscheebesuchs oder beim gemeinsamen Staunen sammeln können und auf die sie später Bezug nehmen können.

„Kinder verbindet weit mehr als sie trennt. Die Gemeinsamkeiten auf der Ebene ihrer Freundschaften und Beziehungen ermöglichen den Umgang mit Pluralität auf der Ebene der Kulturen und Religionen. Die Beziehungen zwischen den Kindern, die geteilten Erfahrungen und Gefühle in einer Freundschaft sind Grundlage für interkulturelle und interreligiöse Lernprozesse. Aus den freundschaftlichen Beziehungen und dem Zusammenleben in einer Kita erwachsen ein achtungsvolles Miteinander und Respekt voreinander.“ (Dietermann, in: Religionen in der Kita S.5)

Sundermeier, Theo (1986), Konvivenz als Grundstruktur ökumenischer Existenz heute. In: Huber, Wolfgang/Ritschl, Dietrich/Sundermeier, Theo (Hg.): Ökumenische Existenz heute (= Ökumenische Existenz heute; 1). München, 49–100.

Konvivenz in der Bibel - ein Beispiel für Begegnung

Da zog Abra[ha]m aus, wie der HERR zu ihm gesagt hatte, und Lot zog mit ihm. ... So nahm Abra[ha]m Sara[h]ji, seine Frau, und Lot, seines Bruders Sohn, mit aller ihrer Habe, die sie gewonnen hatten, und die Leute, die sie erworben hatten in Haran, und zogen aus, um ins Land Kanaan zu reisen. Und sie kamen in das Land, und Abra[ha]m durchzog das Land bis an die Stätte bei Sichem, bis zur Eiche More; es wohnten aber zu der Zeit die Kanaaniter im Lande. Und er baute dort einen Altar dem HERRN, der ihm erschienen war. (GENESIS 12,4-7)

Das Land Kanaan ist Abraham fremd: Die Leute dort sind anders. In Kanaan, in Palästina. Sie haben andere Sitten und Gebräuche, beten andere Götter an und pilgern zu anderen Heiligtümern. Sie kochen anders, reden anders und haben andere Gewohnheiten: Sie leben in Häusern, in Städten mit Mauern, Türmen und Toren.

Und Abraham ist den Kanaanitern fremd: Abraham ist anders. Und seine Familie auch. Sie haben andere Sitten und Gebräuche. Sie beten einen anderen Gott an, bauen andere Altäre. Sie kochen anders, reden anders und haben andere Gewohnheiten: Sie leben in Zelten und tragen ihren wenigen Hausrat mit sich.

In dieser kleinen und leicht zu übersehenden Abrahams-Geschichte steckt viel, von dem sich etwas über die Begegnung mit zunächst Fremdem lernen lässt. Spannend ist dabei vor allem, was Abraham und die Kanaaniter bei ihrer Begegnung nicht tun.

Die Kanaaniter von der Stadt Sichem jagen Abraham und seine Familie nicht fort. Abraham kann mit seiner Familie bei der Stadt leben. Im Zelt, so wie er es kennt und gewohnt ist. Die Kanaaniter fordern ihn nicht auf, sein Zelt zu verlassen und ein Haus in der Stadt zu beziehen – also ihre eigene Lebensart anzunehmen und seine aufzugeben.

Sie grenzen ihn aber auch nicht aus, sondern Abraham lebt in der Nähe des Heiligtums vom Sichem, der Eiche von More. Dort baut er – direkt daneben – einen Altar für seinen Gott. Die Menschen aus Sichem verbieten es nicht. Sie sagen nicht: „Hier ist kein Platz für andere Altäre.“ Oder: „Bei uns wird an der Eiche von More gebetet“.

Und Abraham – er schlägt auch die Eiche der fremden Gottheit nicht nieder. Er verdammt das Heiligtum der anderen nicht. Aber er betet auch die anderen Gottheiten nicht an, sondern baut seinem Gott einen Altar. Abraham lebt mit den Menschen von Sichem und gleichzeitig „begegnet [er] hier [in der Fremde] seinem Gott und lernt, dass der ihn begleitet, wohin immer er geht, bedingungslos. [...] Er lebt mit den anderen und lernt dabei seinen Gott tiefer kennen.“ (Sundermeier (1986), 68.)

Gemeinsamkeiten und Unterschiede werden deutlich, dabei lernen sich Abraham und seine Familie und die Kanaaniter von Sichem immer besser kennen – und sie lernen voneinander.

Und was hier geschieht ist kein interesseloses Nebeneinander-her-leben. Man kann sich vorstellen, wie sich die Einwohner von Sichem und Abraham gegenseitig fragen und voneinander erzählen und sich so immer besser kennen- und verstehen lernen, sich gegenseitig helfen und miteinander feiern.